

(Nachdruck verboten.)

## 44) Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Vierzehn Tage lang las Käthe ihrem Mann seine Briefe vor und beantwortete sie. Es liefen viele und mannigfaltige Zuschriften ein. Briefe von Leuten, die eine Erbschaft erwarteten und Anteilscheine für bares Geld anboten, dessen sie benötigt waren; von Gründern einer Aktiengesellschaft zum Bau palastartiger Tanzlokale für reisende Engländer; von Geistlichen, welche Beiträge für eine neue Orgel sammelten; von vornehmen Damen, die Pete aufforderten, einen Wohlthätigkeitsbazar zu eröffnen; von Predigern, die ihn zu einer Jahresfeier mit Thee-gesellschaft einluden, unter der Versicherung, daß die Methodistin stolz auf ihn wären. Wenn jemand Geld brauchte, so wendete er sich an Pete und sagte ihm allerlei Schmeicheles. Käthe suchte ihn vor den schlimmsten Blutsaugern zu schützen, aber den schlauesten gelang es doch hinter ihrem Rücken, mit ihm selbst zu verhandeln. Manchmal liefen Danksgungen für Unterstützungen ein, von denen Käthe nichts wußte. Wenn Pete dergleichen rasch beiseite schob, that sie, als merke sie es nicht. „Ich muß ihm etwas freie Hand lassen, sonst verderbe ich ihn,“ dachte sie.

Eines Tages kam mit der Post ein großer Brief, besiegelt mit einem mächtigen Siegel auf der Rückseite an; Käthe zog ein Dokument heraus und las die Aufschrift: „Darlehnschein von Cäsar Ore“ —

„Das ist nichts,“ sagte Pete, und riß das Schriftstück an sich, das er in seine Taschentasche steckte.

Käthe sah mit einem Blicke voll Schmerz, Scham und gekränktem Stolz zu ihm auf, und damit war ihr Amt als Sekretär zu Ende.

### II.

Einen Monat nach ihrer Hochzeit kam ein Mann zum Thore herein, welcher aussah, als sei er im Begriff, etwas Erniedrigendes zu thun. Der Hund, der am Eingang träge in der Sonne ausgestreckt lag, sprang auf und erhob ein wütendes Gebell.

„Wer kommt denn da den Fußweg herauf und schielt mit den Augen nach allen Seiten?“ sagte Pete.

Käthe sah hin. „Es ist Roß Christian,“ erwiderte sie mit stockendem Atem.

Roß kam näher und Pete ging ihm bis an die Hausthür entgegen. Sein Gesicht war blaß und aufgedunsen; er sprach mit fauster Stimme, doch lag ein Anflug von leichtfertigem Spott in seinem ganzen Wesen.

„Ihr Hund macht nicht leicht Freundschaft, Pete,“ sagte er.

„Er gleicht darin seinem Herrn. [Es ist gegen seine Grundsätze,“ erwiderte Pete.

Roß lachte ein wenig. „Er verlangt, daß man ihm mit Rücksicht begegnet — nicht wahr, Kapitän?“

„Ja, wissen Sie, er hat schon so lange in der Welt gelebt und so vieles gesehen,“ meinte Pete.

Roß blickte rasch auf und sagte in einem andren Tone: „Ich bin nur gekommen, Ihnen Glück zu wünschen, Mr. Quilliam, daß Sie gesund und wohlbehalten zurückgekehrt sind.“

„Sie sind willkommen, treten Sie näher,“ sagte Pete, und ging voran, ihm den Weg zu zeigen. Roß folgte, machte vor Käthe eine steife Verbeugung und nahm dann Platz.

„Ich will Ihnen jedoch nicht verhehlen, daß ich noch wegen eines andren Zwecks komme — in einer Privatangelegenheit nämlich,“ sagte er mit einem Blick auf Käthe.

Sie war gerade beschäftigt, ein Kleid aufzutrennen; der Stoff raschelte in ihren Händen, sie legte die Schere auf den Tisch und stand auf, um zu gehen.

Doch Pete that Einsprache. „Meine Frau kennt alle meine Angelegenheiten,“ sagte er.

Roß stieß ein kurzes Lachen aus. „Sie erinnern sich wohl, Kapitän, was man von einem Geheimnis zu sagen pflegt: „Zu groß für einen, gerade recht für zwei, drückend für drei.“

„Mann und Weib sind eins, Herr — also sind wir im ganzen zwei,“ erklärte Pete.

Käthe griff wieder nach der Schere und setzte ihre Arbeit mit innerer Unruhe fort. Roß rückte auf seinem Stuhl hin und her. „Nun, ich sehe, daß ich's Ihnen auch so sagen muß, Peter.“

„Quilliam, Herr,“ sagte Pete, eine Pfeife stopfend; doch Roß that, als hörte er nicht.

„Es ist auch vielleicht ganz natürlich, da es unsern Vater betrifft.“

„Wie Du mir, so ich Dir,“ dachte Pete und zündete sich die Pfeife an.

„Vor fünf Jahren setzte er mir ein Jahrgeld aus und schickte mich nach London, die Rechte zu studieren. Er glaubt, daß ich in England Advokat bin, und angeichts des erledigten Deemsterpostens wünscht er nun, daß ich auch hier auf der Insel Man bei Gericht zugelassen werde.“

Pete hielt inne mit Rauchen. „Nun?“

„Das ist aber unmöglich,“ erklärte Roß.

„Die Sache hat wohl einen Haken?“

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Kapitän, ich geriet gleich von Anfang an in ausschweifende Gesellschaft. Ich glaubte, daß meine Freunde reich wären, und ich selbst war kein Knicker. Zum Beispiel Monty, der Vorsteher des „Vorklubs“ — die Schere in Käthes Hand hörte plötzlich auf zu knippen, und Roß blatte herum. „Ich bin nunmehr mag zur Advokatur zugelassen und habe überhaupt nicht studiert.“

Roß wand sich auf seinem Stuhl und schielte seitwärts nach Käthe hin. Pete lehnte sich vor und qualmte in den Ramin hinauf, ohne zu sprechen.

„Sie sehen, ich rede frei heraus, Peter — ich kann nicht anders. Wenn man seine kleinen Vergehen nicht einmal seinem eignen Bruder bekennen sollte, Peter —“

„Lassen Sie die Brüder aus dem Spiel!“ sagte Pete. „Was wollen Sie von mir?“

„Schließen Sie mir genug vor, damit ich das thun kann, wovon unser Vater glaubt, daß ich es bereits gethan hätte,“ sagte Roß und fügte dann rasch hinzu: „O, ich will Ihnen einen Schuldschein darüber ansstellen.“

„Man sagt mir, Ihre Schuldscheine wären so wertlos wie Muschelgeld,“ entgegnete Pete.

„Da hat man mich bei Ihnen verleumdet, Kapitän. Thun Sie's um unsres Vaters willen — er hat sein Herz an die Deemsterstelle gehängt — vielleicht ist es noch nicht zu spät.“

Pete schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Es giebt bessere Männer, um sie auszufüllen,“ rief er.

Roß blickte auf Käthe, und ein bitterböses Lächeln glitt über sein Gesicht. „Wie hübsch,“ sagte er, „wenn die guten Freunde der Frau auch die guten Freunde des Mannes sind.“

„Ganz richtig,“ stimmte Pete ein; Roß lachte höhnisch und Käthes Schere ruhte in ihrem Schoß. „Nichts für ungut,“ sagte Pete aufstehend, „mir scheint, Herr, Sie machen's wie der Seerabe, der an dem Fisch erstickt, den er in der Hast verkeht verschlungen hat. Die Kiemen sind Ihnen im Halse stecken geblieben“ (er schlug ihm dabei auf die Schulter); „Sie hätten aber nicht zu Ihres Vaters Sohn kommen sollen, damit er Ihnen hilft, sie hinunter zu würgen.“

Als Roß fort war, trat Cäsar ein. „Der Nichtsnutz hat etwas getvovllt,“ sagte Cäsar.

„Er sitzt ganz auf dem Trocknen,“ meinte Pete.

„Das war immer so bei ihm und wird auch niemals anders. Er ist zur Ebbezeit geboren und wird auf dem kalten Felsengrund sterben. — Hat er Geld borgen wollen, he?“ fragte Cäsar mit forschendem Blicke.

„Er hat es versucht,“ meinte Pete gleichgültig.

„Vorgen Sie's ihm doch,“ sagte Cäsar ohne Besinnen.

„Er selbst ist nicht sicher, aber borgen Sie's ihm auf sein Erbrecht. Oder borgen Sie's dem alten Manne und lassen Sie sich Vallawhaine verpfänden. Es wird Ihnen nach dem Tode des Vaters schon zusallen, und wer hat ein größeres Anrecht darauf?“

Pete nahm seine Pfeife aus dem Munde und klopfte einige Minuten lang die Nische auf dem Nost aus. „Es liegt etwas Wahres drin,“ sagte er in Gedanken. „Doch ist noch ein andrer da, der mehr Recht darauf hat, Er würde



schon jetzt der Besitzer sein, wenn jeder das Seine hätte. Ich muß darüber nachdenken — muß mir's überlegen."

III.

Philipp hatte am Morgen nach der Hochzeit die Insel verlassen. Er war ins Ausland gereist, und als sie wieder von ihm hörten, war er in Kairo. Die langen, windstillen Nächte auf dem Mitteländischen Meer, die er allein auf dem Deck zubachte, die weiche Luft, die fernem Lichter — das alles hatte ihm gut gethan; es ging ihm besser, jedenfalls fühlte er sich ruhiger. Er hoffte, daß sie nun in ihrer neuen Wohnung eingerichtet und gesund — und glücklich wären. Käthe hatte den Brief laut vorlesen müssen. Es war wie ein Pulsschlag von Philipps Herzen, nur matter, schwächer und wegen der großen Entfernung kaum noch fühlbar. Dann hatte sie ihm im Auftrag Petes darauf geantwortet.

"Schreibe ihm, er soll sich beeilen, um rasch aus dem Lande Egypten und dem Haus der Knechtschaft zu kommen," sagte Pete. "Schreibe, es sei ohne Sinn und Verstand, daß ein hübscher junger Mann in einem Lande lebt, wo man kein schönes Gesicht mit Augen zu sehen bekommt. Schreibe, daß Kitty viele liebevolle Grüße hinzusetzt; sie sei mit weißer Wäsche beschäftigt, und er solle sich lieber in kein Spiel mit Pharaos Töchtern einlassen."

Das nächstmal schrieb Philipp von Rom aus. Er hatte an Schlaflosigkeit gelitten, sich sonst aber nicht unwohl gefühlt. In dieser Stadt zu leben, wäre wie ein Dasein nach dem Tode — das ganze wirkliche Leben läge hinter einem. Doch sei es ihm gelungen, die Vergangenheit zu wandeln. Er beglückwünschte Quilliam zu ihrer lebhaften Thätigkeit — Arbeit bewirke dasselbe wie Leiden, es gäbe Stärke und Macht. Käthe mußte auch diesen Brief verlesen. Es war, als käme ein Seufzer übers Meer. "Sag ihm was Fröhliches, damit er den Mut nicht verliert. Sag ihm, die Römer wären verteuert eifersüchtig, und wenn er sich in einem Gasthause eine Tasse Thee geben ließe, sollte er daran denken und die Mädchen nicht auf den Schoß nehmen — die Römer könnten so was nicht leiden."

Das letzte Mal, daß sie von Philipp hörten, war er in London. Die alte Wunde war geheilt; er glaubte, daß er fast genesen sei, aber er war durch ein scharfes Feuer gegangen. Der Gouverneur war sehr wohlwollend gewesen; er hatte Mittel gefunden, die Deemsterstelle offen zu halten, ihn auch in London seinen Freunden vorgestellt — jeden Abend ging er in Gesellschaft. Doch zog es ihn nach Hause, wie mit unsichtbarer Gewalt — sie würden ihn wohl über kurz oder lang wiedersehen — er wäre nun sechs Monate fort, aber er fühlte, daß es doch nicht ganz unnütz und bloßer Zeitverlust gewesen sei — er würde neu geträgt zurückkehren.

Dieser Brief konnte nicht beantwortet werden, denn er gab keinen Wohnort an. Er war mit der Nachtpost auf dem Dampfschiff aus England eingetroffen. Zwei Stunden später kam Frau Gorry eilig von einem Gang in die Stadt zurück und sagte: "Meiner Treu, soeben habe ich Mr. Philipp Christian auf der Straße gesehen."

"Wann?" fragte Pete.

"Diese Minute," antwortete sie.

"Dummes Zeug," sagte Pete. "Er ist ja in London. Sehen Sie hier seinen Brief" — er wies mit dem Finger auf die oberste Zeile — "London, den 31. Januar" — das ist gestern. Da sehen Sie."

Frau Gorry war ganz verduzt. Aber am nächsten Abend war sie zur nämlichen Stunde in gleicher Richtung ausgegangen und kam ganz erschreckt mit derselben Kunde nach Hause. Ueberzeugen Sie sich nur selbst," rief sie, "er geht eben den Hedenweg am Garten hinauf"

"Ansim! Sie haben sich täuschen lassen," sagte Pete, und dann hielt er die Hand vor den Mund und flüsterte Käthe zu: "Sie sieht Geipenster, die Arme — kein Wunder — sie hat erst unlängst ihren Mann verloren."

Doch auch am dritten Abend lehrte Frau Gorry von einem ähnlichen Ausgang mit demselben Bericht zurück.

"Ich kann nicht irren," leuchtete sie. Sie war voller Entsetzen, denn sie glaubte, daß es sich um etwas Uebernatürliches handle.

"Die Frau hält es wirklich für wahr," sagte Pete und fing ein Kreuzverhör mit ihr an. "Wie war Mr. Christian gekleidet?" Sie hatte diesmal nicht darauf geachtet; aber den ersten Abend hatte er einen mantischen Mantelragen

umgehabt. "Welchen Weg hat er eingeschlagen?" Wohin er heute gegangen war, wußte sie nicht; den Abend zuvor aber war er durch den Hedenweg zwischen der Kapelle und dem Garten gekommen. "Hatte sie sein Gesicht wirklich gesehen?" Das erste Mal hatte sie es gesehen, es war sehr schmal und blaß gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Episoden von der Vorortbahn.

Eisenbahnlektüre. Am schönsten fährt's sich morgens zwischen 7 und 8 Uhr nach Berlin. Der Morgen selbst zieht dann in die Stadt. Das junge Geschäftsfräulein, das aus dem Vorort in die Warenhäuser eilt, beherrscht die Situation. Alle Bänke voll von herrlich ausgeschlafener Jugend. Die Freundinnen feiern wortreiches Wiedersehen. Der Tag blüht noch rein und frisch, nichts von der welken Abspannung der Erwerbemühsal. Es sind noch die lustigen Bräute der Arbeit, die ins Land des Ueberflusses, Ahnungsvolles, Sehnsüchtigen schweifen, nicht die verkrüppelten Ehefrauen der Arbeit, die zermürbt wurden im Joch. Auch das "Geschäft" scheint ein lockendes Paradies, wenn man am Morgen zu ihm strebt, schimmernd von rosigem Tau der nächtlichen Ruhe.

Diese Morgenmädels sind alle hübsch, auch wenn sie schief sind und eine dicke Nase haben. Jedes hat auf dem Schoß, in Papier eingewickelt und sorgsam verschmürt, sein Frühstück; es ist ja das Schicksal des weiblichen Menschengeschlechts, daß seine Kleider nimmer auffindbare Taschen haben, kaum daß es für die Abkommenskarte in einer Rockfalte Unterschlupf findet. Alles sonstige Gepäck wird neben, über, unter irgendwie hingelegt, als wärs kein Stück. Jedes ehrliebe Morgenmädels ein Buch, einen Roman, ein Theaterprogramm, die Zarteste der Zarten wohl ein Bündchen Gedichte.

Außer den beiden Freundinnen, die über irgend einen Hugo allerlei merkwürdige Betrachtungen austauschen, sind die Morgenmädels tief und stumm in die Lektüre gebannt. Mein Gegenüber liest einen Roman. Ich beneide den Verfasser, daß er eine so andächtige Leserin gefunden hat. Obwohl vor leidenschaftlicher Spannung ihr Gesicht glüht, verweilt sie doch anheimelnd mit hingebender Gebuld auf jedem Buchstaben. Denn bisher hat sie noch nicht ein einziges Mal umgeblättert, und ich beobachte sie doch schon zehn Minuten.

Der Zug fährt über eine Kurve. Es giebt eine kleine Erschütterung, und der gänzlich verjüngten Romanleserin gleitet das Buch aus den Händen auf den Boden. Hastig blükt sie sich. Den Roman hat sie glücklich erwischt. Aber im Fall ist dem Bande ein Blatt zierlichen Papiers entflattert: ein Brief. Dem jungen Mann neben dem Morgenmädels ist der Brief zwischen die Fingergelaten, er holt ihn hervor, und indem er einen flüchtigen neugierigen Blick auf die erste Seite wirft, überreicht er ihn der Adressatin mit der schmachtend spottenden Anekdote: "Siehe Mizzi!"

Das Morgenmädels schaut hilflos nach der Rottbremse! . . .

Augen-Ueberfall. In den ersten Nachmittagsstunden sieht man die Geschäftsfräulein wieder. Sie haben zu Hause gegessen und kehren nun in den Dienst zurück. Eine leichte Schläfrigkeit hüllt die Seelen. Mit geschlossenen Augen lehnen sie sich rückwärts.

Das ist die Zeit, wo ich nach Herzenslust in Menschenlössen lesen kann. Es ist eine der schlimmsten Dummheiten, daß eine tösterliche Anstandsregel künstliche Blindheit gebietet. Wie fromme Sekten sich zu ewigem Schweigen lastend verurteilen, so fordert die Schicksaligkeit, daß der Mensch nicht den Menschen recht herzhaft ansehen darf, namentlich nicht, wenn der eine Mensch ein Mann, der andre ein Weib ist. "Figurieren" gilt als frech und beleidigend, und hat nun jemand gar das Unglück, wie ich, ein alter lahler Eitel zu sein, so machte er sich eines nichtswürdigen und zugleich lächerlichen Verbrechens schuldig, wenn er ein Wesen, das weder alt noch kahl und auch kein Eitel ist, ernst und gewissenhaft betrachtet. Warum verurteilt man uns zu so thörichter Selbstblindung? Ist es nicht viel schöner und interessanter, in fremden Gesichtern zu forschen als mit den geistreichsten Bekannten tiefstimmige Gespräche zu führen? In der Anschauung des Unbekannten wird die eigne Phantasie schrankenlos und fruchtbar. Was für ästhetische Offenbarungen enthüllen diese Mienen, die aus der Flut des Lebens zum erstenmale auftauchen, um schließlich wieder zu verschwinden! Welche Wunder und Märchen lassen sich in diese fremden Lippen und neuen Stirnen hineinträumen. Im Vorübergehen wird der stärkste Reiz geweckt, und in der huschenden Berührung des Fremden flammt das Glück auf. Das Unbekannte wird zum Quell unendlicher, geheimnisvoller Deutungen. Im Reich des Bekannten aber langweilt uns immer dieselbe bekannte dürre Eins, dieselbe krumme Drei und dieselbe dicke Neun.

Und da raubt man uns durch ein blödes Gesetz des guten Tons den höchsten Genuß, durch die Begnadigung des Fremden Menschen zu entdecken, Schönheiten zu enträtseln, hunte Abenteuer, gigantische Schicksale und köstliche Leidenschaften hinter Mädchenstirnen suchen, deren Inhaber sich bei näherer Bekanntschaft vermutlich als Geschöpfe entlarven, die nicht nur baumwollene Socken verkaufen, sondern auch als Seelen tragen. Wahrlich, das wäre weit geistiger, wenn man



uns verbieten würde, unsre lieben Vertrauten anstarrend zu belästigen, da hingegen das Recht der weder Verwandten noch Bekannten noch irgend wie Bekannten unumschränkt liehe, sich nach Herzenslust zu beschauen.

Aber wenn sie ihren Nachmittagschlaf im Eisenbahn-Coups abhalten, dann benutze ich die Gelegenheit und veranstalte Forschungsreisen. Ich setze mich etwas scharf in die Ecke, und lese in meinem Gegenüber. Da der junge Mann neben mir teilnamlos hinter einer Zeitung vergraben ist, habe ich keine Konkurrenz zu befürchten und keine Entdeckung: Ein feines, frisches Köpfchen, dunkles Haar über einer launenhaften Stirn. Gewiß ein leders Fräulein, hinter dessen geschlossenen Lidern wilde, unruhige Augen glimmen. Der etwas geöffnete Mund scheint nach allerlei Seltenem, Aufregenden, Unerhörtem zu schnuppern. Dabei schläft sie ganz fest, nichts mehr von der Verstellung des Wachens, der Schlämmer stellt ihr Innerstes wahr und rein zur Schau. Merkwürdig ist nur, daß sie ihr Gesicht starr meinem Nachbarn zuwendet, als ob es selbst im Schlafe fühle, daß da ein fröhlicher, derber und hübscher Bursche sitze. Plötzlich aber sehe ich, wie das Köpfchen plötzlich die Augen öffnet und hinter die Zeitung des jungen Mannes lugt, gerade in dem Augenblick, da er seinerseits über das Blatt hinweg einen Ausfall auf das holde Gegenüber wartet.

Die Blicke prallen überaus aneinander und erschrecken. Im Nu versinkt das Mädchen wieder in ihren tiefen Schlaf, und der junge Mann in seine Zeitung.

Sein Leibblatt. Zwischen 4 und 5 Uhr nachmittag lieben es die behägigen Bürgerinnen der Vororte, den Zug zu benützen, um in Berlin „Besorgungen“ zu machen.

Zwei einander bekannete junge Frauen haben sich im Coups getroffen. Jede hatte die Absicht, den „Lokal-Anzeiger“ zu studieren, als sie sich aber sahen, legten sie das Blatt beiseite und plauderten: über die Dienstmädchen zuerst, dann über die Schneiderin, endlich über die Kinder. Beide sind elegant angezogen, die eine ist hager und schon ein wenig verwittert, die andre eine sippige Blondine mit einem runden glatten Gesicht, in dem kein Fältchen ist, die kleinen Schönheitsfehler der Haut mit einem Puderhauch zart verdeckt — die ganze Erscheinung sehr appetitlich.

Auf der nächsten Station zwingt sich ein breitrückiger Koloss ins Coups. Kaum gelangt es ihm, das Trittbrett zu erklimmen und in die Thüröffnung hineinzufinden. Auf dem letzten vorhandenen Platz, mitten zwischen den stattlichen Bürgerfrauen, fällt er nieder. Er hat ein graues, sahles Gesicht, seine Augen flackern irr. Das ganze Coups wird von Schnapsgeruch erfüllt. Der Mann macht den Eindruck eines herabgekommenen kleinen Handwerkers, vielleicht eines Schusters, der die Gewohnheit angenommen hat, den Frischschoppen zu verlängern. Er schüttelt mannhörlich den Kopf, murrt mißbilligend, ihm gefällt offenbar vieles in der Einrichtung der Welt nicht. Dabei versucht er durch galante Bewegungen die ängstlich zur Seite gewichenen Blondine zu beruhigen; verständlich kann er sich zwar nicht machen, aber seine gute Absicht ist, der Dame zu bedeuten, daß sie sich nicht zu fürchten brauche und ruhig neben ihm sitzen bleiben könne.

Ein verlegenes Schweigen hat die Mitreisenden befallen. Es liegt eine Katastrophe in der Luft. Die Blondine umfüllt ihre Nase mit einem seidnen Taschentuch, blickt aber schein, ob diese Demonstration nicht etwa den Mann beleidige und aufrege.

Der Zug hält. Ein Herr mit goldenem Zwider stürzt, während sich der Zug bereits in Bewegung setzt, eilig herein. Er unterläßt es, den Thürhebel nach oben zu drehen, und setzt sich neben den Betrunknen hin, obwohl die Bank bereits voll besetzt ist.

Der Alkohol verschärft, wie man weiß, das Rechtsgefühl. Der Betrunkene hatte längst auf einen Anlaß gewartet, dieses gesteigerte Rechtsgefühl zu bethätigen. Jetzt war die Gelegenheit gekommen.

„Thür zu,“ brüllt er.

Der Herr, einer von den Reudeutsch-Schneidigen, bei denen man immer das Gefühl hat, als ob sie nach Afrika gehören und dort mit der Nilpferdpeitsche weltpolitisch thätig sind, blickt empört auf und rührt sich nicht. Schon wegen des holden, aufmerksam zuschauenden Damenflors darf er nicht zugeben, daß der Betrunkene recht hat.

„Thür zu!“ brüllt der Mann noch einmal, dann entschließt er sich, als der Vernünftigerer nachzugeben, und bringt selbst nach einigen vergeblich tastenden Griffen den Hebel in die rechte Lage. Aber sein Rechtsgefühl fordert weitere Bethätigung. Er schubst mit den Ellbogen den Herrn mit dem goldenen Zwider und sucht ihn von der Bank zu drängen:

„Hier ist kein Platz mehr, hier sitzen schon vier. — Ich habe auch mein Billet bezahlt und brauche mich nicht drücken zu lassen. 's ist alles voll.“

Wieder hat der Mann recht. Der Schneidige aber weiß, was er seiner Ehre schuldig ist und ruft: „Ach, machen Sie sich mal nicht manstig, sonst lasse ich Sie hinausbefördern.“

Dieses Uebermaß der Ungerechtigkeit steigert die Erregung des Betrunknen, eine Flut von unendlichen Lauten strömt aus seinem Munde und schließlich sammeln sich seine witz übereinander purzelnden Gefühle in den Satz: „Wissen Sie was, Sie, ich werde mich beschweren, ich bring die Sache in'n — „Lokal-Anzeiger“. Damit versinkt er erschöpft in dumpfes schweigendes Brüten. Auf der nächsten Station steigt er schwerfällig aus.

Die Zurückgebliebenen atmen auf. Der Mann ist gewichen.

Sie sind plötzlich alle mit einander vertraut geworden. Das gemeinsame Erlebnis hat sie genähert. Sie tauschen lebhaft ihre Empfindungen.

Die Hagere meint vornehm lässig: „Ich sag es immer, man muß zweiter Klasse fahren. Wenn ich nun allein mit dem Kerl gewesen wäre!“

Eine andre Dame erzählt einen Vorfall, wo sie einmal von Biedendorf bis Friedenau allein mit einem Wahnsinnigen gefahren sei, der mit einem Taschenmesser einen Apfelsine geschält habe. Es war schrecklich!

Ein altes Mütterchen bemerkt mitleidig: „Mir thut nur die arme Frau von dem leid.“

Die Blondine aber sieht sehr böse aus und ruft entrüstet: „Das allerschlimmste aber war doch, daß der Mensch sich beim „Lokal-Anzeiger“ beschweren will. Der und „Lokal-Anzeiger“! Der gehört doch in den — „Vorwärts“!“ J. o. c.

## Kleines Feuilleton.

th. Heimkehr. Der Zug kommt von weit her, von Chorin, Freienwalde, aus der Märkischen Schweiz, wer weiß es? Es ist ein Extrazug: rasch, ohne Ansenhalt jagt er durch das sommerliche Land.

Neun Uhr abends, es ist aber doch noch hell. Ueber den Wäldern liegt der letzte Widerschein der Abendröte. Der Himmel glüht in tausend Farben, ein goldener Glanz durchleuchtet die Coups.

Es fährt sich gut in diesem Zug. Kein Gedränge, nicht mal in der dritten Klasse. Man kann sich dehnen und strecken, und das thun die Insassen reichlich. Sie sehen müde aus, es ist aber solch eine Art zufriedener Müdigkeit. Sie lehnen sich auf ihrem Sitz zurück, blinzeln verträumt auf die Felder hinaus und reden mit halbtauten Stimmen von ihren Erinnerungen. Ach es war doch ein herrlicher Sonntag! „Der Blid vom Kloster in den „Lokal-Anzeiger“, weißt Du noch?“ „Wie die Sonne durch das B... es war als bligte sie durch bunte Fenster.“

„Ueberhaupt der wundervolle Wald! Drei Stunden haben wir bloß im Grase gelegen und durch die Bäume in den Himmel gesehen.“

„Und diese tiefe Einsamkeit!“

„Ja, wenn man so weit hinausfährt, lohnt sich's noch, da bleibt man für sich, nahe bei Berlin ist ja alles überfüllt.“

„Na überhaupt solch Sonntag nahe bei Berlin! — Schrecklich! In die Nähe fahren wir nur Wochentags.“

„Da unten ist ja 'ne Vorort-Station, seht bloß, wie sie sich schubsen; ist das ein Andrang!“

„Es ist ja auch nur 'ne Zweigroichen-Station, da fährt natürlich Krethi und Plethi hin.“

„Gräßlich, solche Müdsahrt, sie kann einem doch den ganzen Sonntag verleiden.“

Aber die Leute unten auf der Vorort-Station sind durchaus nicht derselben Meinung. Sie laufen und rennen, sie schieben und stoßen sich, es giebt auch Pisse und manchen regelrechten Stoß. Es fallen Schimpfworte und allerhand Flüche; im allgemeinen ist man aber doch in höchst fidele Stimmung, und gar als alles eingeschachtelt ist und der Zug langsam zum Bahnhof hinausrollt. Mit einem bischen guten Willen geht alles, auch dreißig Menschen in ein Coups. Wenn man die Kinder aufs Gepäckzeug setzt, hat man sogar „Platz“ und kann die Hand bewegen. Das will was heißen! Aber — ach nein — es war doch ein zu schöner Sonntag!

„Bloß das alles so voll war!“

„Das ist ja Sonntags immer.“

„Ja, wenn man so in der Woche raus könnte, wo kein Mensch da ist, dann muß es schön sein zwischen dem Korn.“

„Und erst da oben am Waldrand bei den drei Föhren.“

„Ach Kinder, seid froh, daß Ihr Sonntag raus könnt; wenn man nun Sonntags in Berlin bleiben muß?“

„Schauerhafte Idee!“ Ein Chor von Stimmen antwortet.

„'n Sonntag in Berlin ist was gräßliches! Ich weiß nicht, wie Menschen das im Sommer aushalten! Wenn man die Woche gearbeitet hat, will man doch am Sonntag ins Grüne.“

Eine Stimme ruft: „Ach — eine Laubenkolonie.“

„Ja, seht doch, sie haben Vallons angezündet — italienische Nacht!“

„Ist das allerliebste!“

„Ich kann mir nichts denken bei 'ner Laubenkolonie.“

„Nein, es ist gerade, als ob einer will und kann nicht: 'n Garten, ach seht, die paar Salat- und Bohnenbeete! Und da sitzen die Leute und denken, sie wären im Grünen.“

„Ja, es ist eigentlich zum Lachen!“

„Wenn's noch so weite wogende Felder wären, wie brauchen, oder 'ne richtige Kirchengplantage, aber bloß solch 'n Kohlfeld, na ja, es sind kleine Leute.“

„Ich begreife aber doch nicht, wie ihnen das genügen kann.“

Die in der Laubenkolonie begreifen es aber ganz gut. Die letzten Lampions sind im Erlöschen. Dunkle Gestalten hüpfen auf dem Regen und verlieren sich nach dem Eingang zu. Es ist längst zehn Uhr vorbei, man macht sich auf den Heimweg. Die Kinder schlafen, wenigstens die Kleinen. Müde lehnen sie das Köpfchen an Muttters Schulter, müde ist überhaupt alles. Man hat geschuftet.



diesen Sonntag, gehackt, gegraben, gejätet und gegossen, man fñhlt keine Knochen, aber gerade das ist vielleicht das Sch6ne. Ueber die StraÙe weg ist noch immer ein Rufen und Lachen:

„Meine Bohnen sind doch viel weiter, nãchste Woche essen wir die ersten.“

„Und unsre Kohlrabi stehen mal fein.“

„Haben Sie meine Keiten gesehn?“

„Ja, und mein Rosenstrauch hat auch Knospen, ist das 'ne Freude, wenn alles blñht.“

„Und ich nehm' den ersten Salat mit. Und nãchster Tage holen wir Erdbeeren.“

„Ach, nee, war das ein sch6ner Sonntag!“

Der altekehrreim die ganze StraÙe entlang: „War das ein sch6ner Sonntag!“

Die jungen Mãdchen trippeln im Tanzschritt. Sie rufen es noch hier drinnen in der engen StraÙe, wo die Hãuser hoch und dñster stehen. Ihr helles Lachen sticht selbst die Alten an. Man grñÙt und winkt sich zu. Man kennt sich untereinander.

„Na, auch ausgewesen?“

„Ja, Vater Wels, in de Brauerei. Na, 'n Glas Bier kann man sich noch leisten und man sñht doch unter 'n paar Bãumen, und dann noch's sch6ne Freilonzert, billig, aber 'n feiner Sonntag!“

„Ich bin nur im Humboldthain gewesen und die Kinder haben Sand gebadet und dann lang und noch'n V6gellen, denn war was andres, als in de Fabrike; wenn man denn alle Tage haben k6nnte — —“

### Aus dem Pflanzenleben.

— Einen seltenen Baum hat, wie der „Tãglichen Rundschau“ aus Genf geschrieben wird, ein Mitarbeiter der „Patrie Suisse“ in Ecublens (Kanton Vaudo), in der Nãhe des Genfer Sees, entdeckt. Es ist dies ein 45jãhriger Kirschbaum von ungefãhr 40 Centimeter gr6Ùter Dicke und 8,50 Meter H6he, der aus dem Stumpf einer Storbeweide hervorgeachsen ist. Der Stumpf bildet einen Sockel von fñnf Meter Umfang, der zwei Meter 6ber den Boden emporragt. Der Kirschbaum trãgt alljãhrlich reiche Frucht, die man im Frñhjahr seiner Wurzeln und seines Baues mißtrauend, bis jetzt noch nicht zu ernten gewagt hat. Sein Standort befindet sich in einer weiten, allen Winden ausgesetzten Ebene, wo er bis jetzt den stãrksten Stãrmen wider trogte. Die Weide wird bekanntlich in Morãsten oder am Rande der Bãche und FlñÙsse vielfach von Scharakterpflanzen heimgesucht. Auf ihrem von Zweigen entbl6hten Stamm bildet sich mit der Zeit eine Art Kops, auf welchem sich eine Masse von Zweigstãmmern und Blãttern ansammelt. Im Humus dieser fallenden Masse keimen alle Arten von K6rnern und Grãsern und gedeihen vortreflich. Letztere und auch verschiedene Strãucher sñnd hier gar hãufig auf Weidenstumpfen gar sippig wuchern; Bãume auf diesem Nãhrboden sind schon etwas seltener; ein etwa acht Meter hoher, fruchtreichender Kirschbaum auf einer Weide dñrfte wohl sonst kaum noch vorkommen. —

### Bergbau.

— Platingewinnung in Australien. In Neu-Sidwales findet sich Platin in erheblichen Mengen. Trotzdem ist die Ausbeute dieses Metalls dort eine verhãltnismãÙig beschrãnkte, weil sich infolge des in jener Gegend herrschenden Wassermangels ein ausgedehnter Betrieb nicht durchfñhren lãÙt. Der Ertrag belief sich im Jahre 1900 auf 530 Unzen und fñr die Jahre 1894 bis 1900 auf 8295 Unzen. Das Platin findet sich im ursprñnglichen Zustande meist in Gemeinschaft mit Eisen, Zirkon, Osmium oder andren selteneren Metallen, gew6hnlich in K6rner- oder Schuppenform, manchmal in kleinen unregelmãÙigen Klumpen zusammen, ãuÙerst selten in Krystallen. Im geologischen Museum zu Sydney befindet sich ein Platinkrystall von 1/16 Zoll Gr6Ùe. In anderer Form findet sich das Platin noch als Verbindung mit Arsen, und zwar in kleinen Wãrfel- oder Oktaederkrystallen von zimweiÙer Fãrbung mit dunkelgrauen Strichen. Der ungefãhr 320 englische Meilen westlich von Sydney gelegene Ziffeld-Distrikt ist das Hauptgebiet fñr die Platingewinnung in Neu-Sidwales. Die bedeutendsten Bergwerksanlagen befinden sich dort auf einem verhãltnismãÙig kleinen Raum zusammen, der den Namen Platina fñhrt. Das gold- und platinhaltige Alluviallager hat eine Lãnge von etwa 1 engl. Meile und eine Breite von 60 bis 150 Fuß. AuÙerdem wird Platin im Broken Hill-Distrikt und an verschiedenen andren Punkten von Neu-Sidwales angetroffen. Sonst findet man es noch vereinzelt an der Nordkuste von Australien in dem goldhaltigen Sande am Meeresstrand. —

### Astronomisches.

— Ein merkwñrdiger dreifacher Stern. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Auf der Perles-Sternwarte bei Chicago werden mit einem von der verstorbenen Miß Bruce der Sternwarte geschenkten Spektrographen die Geschwindigkeiten, mit der die helleren Fixsterne den Weltraum in der Richtung auf den Beschauer durchmessen, untersucht. Darunter befindet sich auch der Stern Omikron im Perseus, der sñdlichste helle Stern 4. Gr6Ùe dieses Sternbilds, der gerade n6rdlich von dem bekannten Sternhaufen der Plejaden steht. Hier fand sich nun am 19. Februar d. J., daÙ der Stern sich mit 134 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde von uns entfernte und am 21. Februar, daÙ derselbe Stern sich mit 77 Kilometer Geschwindigkeit uns nãhere. Die fortgesetzten

Messungen ergaben am 4. Mãrz eine Entfernung von 128 Kilometer pro Sekunde, am 2. April eine Annãherung von 117 und am 3. April eine Annãherung von nur 4 Kilometer pro Sekunde. Es sind zwar auch sonst Sterne bekannt, bei denen die Bewegungsrichtung und die Geschwindigkeit wechselt, aber nur noch bei einem, Eta im Orion, erreichen die Aenderungen in so kurzer Zeit so bedeutende Betrãge wie hier, und liegen die Extreme um 251 Kilometer auseinander. Die Erklãrung ist auch hier die, daÙ in unmittelbarer Nãhe von Omikron Persei sich ein dunkler Stern von nahe gleicher Gr6Ùe befindet, und daÙ sich die beiden Sterne um einander schwingen in kreisf6rmiger Bahn, deren Ebene nahezu nach dem Beobachter hinzielt. Je nach seiner Stellung in der Bahn muÙ sich der helle Stern bald der Erde nãhern, bald von ihr entfernen. Soweit die bisherigen Messungen erkennen lassen, wird diese Bahn in 4 1/2 Tagen durchlaufen, woraus sich der rasche Wechsel der Bewegungsrichtung in einem Zeitraum von zwei Tagen erklãrt, und die Bahn hat einen Radius von 7 1/2 Millionen Kilometern, etwa ein Zwanzigstel des Abstandes der Sonne von der Erde. Die beiden Sterne sind zusammen etwa ebenso schwer wie unsre Sonne. DaÙ der eine Stern dunkel ist, geht daraus hervor, daÙ im Spektrum die Linien stets einfach bleiben. Wãre er hell, so wãrdren seine Linien sich gleichzeitig nach rechts verschieben, wenn sich die des andern nach links verschieben, also die Linien bisweilen doppelt erscheinen, da bei dem Umlauf um den gemeinsamen Schwerpunkt sich der eine Stern uns nãhert, wãhrend sich der andre entfernt und umgekehrt. Omikron Persei ist aber noch dadurch merkwñrdig, daÙ er noch einen sichtbaren Stern nennter Gr6Ùe im Abstande von nur einer Vogenschwunde bei sich hat, also einen dritten Stern des Systems, der in groÙer Entfernung, die nicht in rãumlichem MaÙe angegeben werden kann, langsam eine weite Bahn um den Schwerpunkt des Systems beschreift. —

### Humoristisches.

— Neues Wort. „Gnãdige Frau, k6nnten wir wohl Ihren Herrn Gemahl sprechen?“ „Unm6glich! Mein Mann neunt6nt gerade!“ —

— Bestes Beweismittel. (Ein junger Mann bewirbt sich bei einem Beamten um eine Stelle.) „Wir brauchen fñr diesen Posten einen durchaus unerjãhrtenen Menschen!“

„Bin ich!“

„Der resolut aufzutreten weiÙ!“

„Kann ich!“

„Und seine Autoritãt stets wahr!“

„Thu' ich!“

„Sie sind verheiratet?“

„Ja!“

„Gut, zeigen Sie mir, zum Beweis Ihrer Qualifikation, Ihren Hãusschlüssel!“ —

— Ein moderner Mehger. K6chin: „Sie, I' glaub', in dem Stñck sind einwend' lauter Knochen!“

Mehger (zum Lehrbuben): „Schorsãl, geh' mit der Jungfer K6chin in d' R6ntgenkammer hini'ri, damit sie's sehen kann, daÙ keine d'rin san!“ —

(„Fliegende Blãtter.“)

### Notizen.

— August Strindberg hat drei Dramen in einem Band herausgegeben: „Die Kronbraut“, „SchwanenweiÙ“ und „Das Traumspiel“. —

— Die Novitãt „The Silver Slipper“ („Der silberne Pantoffel“) von Owen Hall, Musik von Leslie Stewart, mit der am 1. Juli die Operettensaison bei Kroll er6ffnet wird, ist von W. Mannsãdt textlich und musikalisch bearbeitet. —

c. Sonzogno, der groÙe Musikverleger in Mailand, hat, wie der „Gaulois“ berichtet, einen Wettbewerb unter den Komponisten der ganzen Welt fñr eine einaktige Oper organisiert, bei dem ein Preis von 50 000 Franc ausgesetzt ist. Bei einem ãhnlichen musikalischen Wettbewerb, den derselbe Verleger organisiert hatte, ging seiner Zeit Mascagni mit der „Cavalleria rusticana“ als Sieger hervor. Der Preis wird von einer internationalen Jury zuerkannt werden. —

— Der franz6sische MusikerkongreÙ hat den Antrag, Frauen als Orchestermitglieder fñr alle Instrumente zuzulassen, mit der Bedingung angenommen, daÙ sie sich zu einer Genossenschaft vereinigen und zum selben Tarif wie die mãnnlichen Musiker arbeiten mñÙten. —

— Die Manchester Corporation in London hat dies Jahr fñr ihre Frñhjahrsausstellung von Gemãlden kein Eintrittsgeld erhoben. Die Ausstellung wurde in zwei Monaten von 40 000 Personen — gegen 2000 im Vorjahre — besucht, der Ausfall an Eintrittsgeldern durch die erh6hten Einnahmen aus Garderobegeldern und Katalogverkauf mehr als gedeckt. —

— Beim Van des Simpsonnels ist eine neue Schwierigkeit eingetreten. Die Temperatur im Tunnel betrãgt nãmlich anstatt der von den Geologen berechneten 40 bis 42 Grad gegenwãrtig 50 Grad und droht noch h6her zu steigen. —